

# Den Toten Raum geben

## Theologische Überlegungen zur gegenwärtigen Bestattungskultur

Das Begräbnis ist keine Privatangelegenheit. Von alters her gehört die Bestattung der Toten zu den Werken der Barmherzigkeit, sie ist ein Liebesdienst, also im elementaren Sinne diakonia. Im folgenden werden Tendenzen der Bestattungskultur aus evangelischer Perspektive beleuchtet. **Kristian Fechtner**

**B**estattung bedeutet, Abschied zu nehmen von einer konkreten Person in ihrer je individuellen Lebensgeschichte. Die Trauerfeier steht in einem lebensgeschichtlichen Zusammenhang. Diese biographische Ausrichtung ist in der Theologie über lange Zeit höchst strittig gewesen. Das ändert aber nichts daran, dass dieser Abschied in der Moderne als individueller Abschied wahrgenommen wird. Das heißt nicht, dass jede Bestattung ganz individuell gestaltet sein muss. Aber es soll zum Ausdruck kommen, dass hier ein bestimmtes, ein persönlich gelebtes Leben zu Ende gegangen ist. Dieser individuell-biographische Aspekt ist auch theologisch geboten. Er hält fest, dass es vor Gott um den unverwechselbar und unvertretbar Einzelnen geht und dass es auf jeden Einzelnen ankommt – auch und gerade, wenn dies die gesellschaftlichen Funktionsmechanismen permanent bestreiten. Dass Leben und Tod etwas Individuelles sind, das ist ein wesentliches Moment unserer ererbten Bestattungskultur.

Dazu gibt es aber auch noch eine andere Seite: Es gehört zum Allgemeinwissen, im Blick auf die Moderne von einer „Verdrängung des Todes“ zu sprechen. Ich halte nicht mehr viel von dieser These, sie scheint mir viel zu ungenau. Zu konstatieren ist aber m.E. so etwas wie eine „Verdrängung der Toten“. Der Umgang mit den

Toten wird in der Moderne mehr und mehr in professionelle Hände gelegt. Und das heißt: Die Toten geraten buchstäblich aus dem Blick, sie werden gleichsam unberührbar. Tod heißt: Verzicht auf jeden Kontakt. An dieser Entwicklung hat der Protestantismus erhebliche Anteile. In scharfer Abgrenzung zu jeder Form des Totenkultes hat die Reformation die Trauerfeier als eine Feier verstanden, die sich nurmehr an die Lebenden richtet. Gottesdienstliche Elemente, die sich gestisch und symbolisch auf den Toten beziehen, sind im Protestantismus zurückgebaut worden. Zugespißt kann man sagen: Die kirchliche Bestattung kann als ein Geschehen verstanden und auch erlebt werden, das buchstäblich von den Toten absehen kann, im Grunde ohne sie stattfinden kann. Es wäre dann gewissermaßen eine „Feier der Lebenden anlässlich eines Todes“ und eben nicht eine „Feier des Lebens angesichts des Todes“. Darin liegt eine Herausforderung unserer gegenwärtigen kirchlichen Praxis.

**Kristian Fechtner**

geb. 1961, Prof. für Praktische Theologie an der Evang.-Theol. Fakultät der Universität Mainz, Universitätsprediger, u.a. Mitherausgeber der Zeitschrift "Praktische Theologie".

Ich beobachte, dass sich an manchen Stellen gegenwärtiger Bestattungskultur gerade in dieser Hinsicht Veränderungen zeigen. Es geht da-

### *Zu konstatieren ist so etwas wie eine „Verdrängung der Toten“*

rum, sich sinnlich-konkret und symbolisch-rituell den Toten zuzuwenden. Es gibt ein neues Interesse an Abschiedsräumen, etwa in Krankenhäusern. Die Hospizbewegung hat einiges dazu beigetragen, dass Kontakt und Berührung im Sterben und nach dem Tod wieder möglich werden. Dazu gehört auch die breite Palette von alternativen Bestattungsunternehmen, die andere Räume schaffen, in denen Angehörige ihren Toten begegnen können. Ich erhoffe mir in diese Richtung auch weitere kirchliche Anstöße.

#### DRAMATURGIE DER BESTATTUNG

Dramaturgie meint nicht: Alles Theater. Es bezeichnet vielmehr die innere symbolische Logik eines Handlungsverlaufes, hier also all das, was zusammenhängend in einer Bestattung geschieht. Eine der zentralen Veränderungen in den letzten Jahrzehnten besteht darin, dass der Wege-Charakter der kirchlichen Bestattung immer undeutlicher wird. Traditionell ist der Weg des christlichen Begräbnisses durch drei Stationen markiert: Sterbehaus (als Ort der Aussegnung) – Friedhofskapelle (als Ort der Trauerfeier) – Grab (als Ort der Grablegung). Dieser Weg hat sich zunächst tendenziell auf zwei Stationen verkürzt, jedenfalls im städtischen Kontext ist die Aussegnung zu einem Sonderfall geworden. In den letzten Jahren wird nun die

Urnenbestattung mehr und mehr zum Normalfall einer kirchlichen Bestattung. Damit wird auch der Gang zum Grab aus der Trauerfeier gelöst. Er erscheint nicht mehr als Geleit, sondern wird zu einem privaten Nachgang zu einem späteren Zeitpunkt. Es gibt eine klassische Polarität des bürgerlich-christlichen Abschieds: Der Intimität des Sterbens steht der öffentliche Charakter der Bestattung gegenüber. Kulturgeschichtlich müsste man dies vermutlich etwas genauer differenzieren. Wichtig ist aber: Das Sterbezimmer ist ein familiärer und privater Raum, der Abschied jedoch bewegt sich traditionell im öffentlichen Raum. Wir erleben heute im Grunde eine Umkehrung: Das Sterben ist in hohem Maße in die Sphäre öffentlicher Institutionen verlagert worden, in Krankenhäuser und Heime. Und gleichzeitig wird die Abschieds- und Bestattungskultur sukzessive privatisiert: Der Verstorbene wird im engsten Familienkreis beigesetzt, von Beileidsbekundungen am Grab bitten wir Abstand zu nehmen.

In der Debatte um die jüngste Neufassung von Bestattungsgesetzen spielt das Stichwort „Privatisierung“ eine entscheidende Rolle. Dazu gehören etwa Bestrebungen, die Bestattungspflicht aufzuheben und Urnen den Angehörigen zu übereignen. Der Tod wird konsequent zu einer Privatangelegenheit erklärt und der Tote wird der privaten Verfügungsgewalt der Weiterlebenden ausgeliefert. Wenn nach christlichem Verständnis die Mitte der Abschieds- und Bestattungskultur ein Gottesdienst ist, dann wird dieser Vorstellung – Tod ist Privatangelegenheit – widersprochen. Die Gemeinde, manchmal auch nur die Pfarrerin, wenn sich sonst niemand einfindet, stehen dafür, dass der Tod eben

auch eine öffentliche Angelegenheit ist. Bezugt wird: Der Tod dieses konkreten Menschen betrifft das Gemeinwesen. Er schlägt eine Wunde im Gemeinwesen. Und der Umgang mit dem Tod ist dementsprechend auch eine Sache des Gemeinwesens. Dass das Menschen auch heute so empfinden, wird immer dann besonders deutlich, wenn öffentliche Todesfälle betrauert werden – von Lady Di bis zu (den Toten von) Eschede. Es ist m.E. eine gemeinschaftliche Aufgabe, an der sich insbesondere die Kirchen zu beteiligen haben, den öffentlichen Charakter des Todes als Bestattungskultur zu pflegen.

## DIE ÖRTLICHKEIT DER TOTEN

Dasein bedeutet, einen Ort zu haben. Menschen einen Ort zu verweigern ist Existenzverweigerung. Die christliche Bestattungskultur hat immer eine Verortung der Toten beinhaltet, ob in antiken Katakomben, mittelalterlichen Kirchhöfen oder modernen Friedhöfen. Wo Bestattung als Weg gestaltet und begriffen ist, da führt sie unabweisbar zu einem konkreten Ort – wo immer dieser auch gelegen sein mag. Die Verortung der Toten speist sich aus zwei elementaren Motiven: Tote beanspruchen einen Raum. Kulturpsychologisch ist von alters her die Ortlosigkeit des Toten eine beängstigende Vorstellung gewesen. De-Lokalisierung der Toten wird heute z.T. anders erlebt – man denke an die Zunahme von Seebestattungen oder das Ausstreuen der Asche. Noch die anonyme Bestattung in einem Urnenfeld aber schafft einen konkreten Ort, wobei nicht von ungefähr die genaue Totenstätte auch der anonymen Urne in den Büchern präzise festgehalten wird. Gleichwohl: die definitive Ortsbindung der Toten wird heute ge-

lockert. Am weitesten gehen dabei die Welt-raumbestattungen. Man kann sie auch als Versuch lesen, die Toten und damit den Tod gänzlich aus unserem menschlich zugänglichen Lebensraum auszuschließen. Tote beanspruchen einen Raum. Das ist das eine Motiv der Verortung.

Das zweite ist: Erinnerung bedarf Orten der Erinnerung. Die christlich-bürgerliche Bestattungstradition hat Abschied und Erinnerung eng miteinander verflochten. Dass dieser Zusammenhang wichtig ist, ist in den letzten Jahren noch einmal besonders ins Bewusstsein gekommen. Für früh- und totgeborene Kinder sind eigene Ruhestätten auf vielen Friedhöfen angelegt worden, damit Eltern einen Ort der Trauer und der Erinnerung haben. Und manche Angehörige, die zunächst in eine anonyme Bestattung eingewilligt haben, spüren erst im Nachhinein, wie ihnen ein konkreter Erinnerungsort fehlt. Insgesamt: Die Toten brauchen einen Ort, der Tod braucht eine Ortsangabe.

Was es mit der konkreten Örtlichkeit auf sich hat, will ich an der gegenwärtigen Diskussion um Friedhof und Friedwald als unterschiedliche Bestattungsorte skizzieren. Das klassische Prinzip des Friedhofs ist, so zeigt Thomas Klie, dasjenige des „umgrenzten Raumes“. Der Friedhof zieht eine Grenze – und zwar nach außen wie nach innen. Nach außen unterscheidet er die Welt der Lebenden und die Sphäre der Toten. Beides wird bewusst nicht in eins gesetzt. Es geht um die Begrenzung des Todes und um ein bewusst wahrgenommenes Distanzbedürfnis. Zugleich betreten die Lebenden auch die Sphäre der Toten, die Grenze ist (in diese Richtung) nicht verschlossen. Die Lebenden sind Gäste, BesucherInnen ihrer Toten. Im Inneren dieser Begrenzung gibt es eigene Beziehungsformen

und eigene Themen – eine besondere Form des Gestimmt-Seins. Auch das gehört zu dieser Grenze. Der Friedhof liegt – das kennzeichnet ihn topographisch – außen vor und zugleich in nächster Nähe. Die neu eingerichteten Friedwälder, deren Zahl gegenwärtig rasch wächst, haben gegenüber den modernen Friedhofsanlagen ihre eigene Anmutung. Urnen in dafür ausgewiesenen Waldstücken im Wurzelwerk von Bäumen beizusetzen (sog. Familien- oder Gemeinschaftsbäume), ist heute für viele Menschen eine Vorstellung und auch eine Praxis, für die sie sich erwärmen. Zu Recht scheint mir die anfänglich harsche Kritik und Ablehnung von kirchlicher Seite einer sensibleren und differenzierteren Betrachtung gewichen. Sicherlich: Im Konzept des Friedwaldes artikuliert sich auch eine Form der „Naturreligiosität“, die durchaus kritisch betrachtet werden kann. Gleichwohl ist solche Naturreligiosität der Geschichte des Christentums keineswegs fremd. Außerdem ist gelebtes Christentum nie frei von Synkretismen und eigen-sinnigen religiösen Vorstellungen gewesen, die sich der kirchlichen Theologie nicht ohne weiteres fügen. Dass die christliche Gemeinde ihre Toten nur in den abgezirkelten Reihengräbern gegenwärtiger Friedhofskultur, nicht aber in den Naturflächen eines Waldes zur Ruhe betten und in die Hände Gottes legen kann, will mir nicht einleuchten. Insofern geht für mich der Schritt innerhalb der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, auf dem Schwanberg einen ersten christlichen Friedwald zu betreiben, in die richtige Richtung. Kirche muss an der Erneuerung und Intensivierung der Bestattungskultur mitwirken.

Aus theologischer Perspektive sind zwei Dinge wesentlich: Zum einen ist genau zu überlegen, wie in dieser anderen Örtlichkeit der gottesdienstliche Akt Bestattung zur Geltung kommt und Gestalt gewinnt. Der neuralgische Punkt der Friedwald-Konzeption ist die Frage: Welche Grenzen werden gezogen? Welche Grenzen werden verwischt? Die Vorstellungen, die sich mit dem Friedwald verbinden, ziehen eine scharfe Grenze zwischen Kultur und Natur. Der Tod wird in die „reine“ Natur ausgegliedert und in deren natürlichen Kreislauf. Der christliche Glaube kann sich aber nicht mit dem Tod als einer Naturgegebenheit abfinden, er tritt dessen verletzender Macht immer auch entgegen. Zugleich verwischt der Friedwald die Grenze zwischen der Sphäre der Lebenden und derjenigen

### *Die Kirche sollte sich an der Konzeption neuer Bestattungsorte aktiv beteiligen.*

der Toten. Von seiner Anlage her soll der Friedwald ausdrücklich kein ausgesondertes und begrenztes Waldstück sein, sondern ein offenes. Das halte ich für einen problematischen Punkt: keinen Unterschied zu machen zwischen Waldspaziergang und Besuch der Toten. Der Tod ist Teil des Lebens *und* er ist die Negation des Lebens. Wer das zweite Moment ausblendet, verfällt einer Illusion. Die Kirche sollte sich an der Konzeption und Praxis neuer Bestattungsorte jenseits der städtischen oder dörflichen Friedhofsanlagen aktiv beteiligen. Vielleicht wären dies auf kirchlicher Seite aber keine Friedwälder, sondern gestaltete und umgrenzte „Waldfriedstätten“.

## ANONYMISIERUNG DER VERSTORBENEN

Die anonyme Bestattung ist diejenige Form, die insbesondere in den urbanen Zentren in den letzten Jahren am stärksten anwächst. Man könnte sagen: Die anonyme Bestattung ist die auf die Spitze getriebene Individualisierung; der Abschied wird nicht mehr als ein soziales Geschehen begangen, jede Form der Erinnerung wird unterbunden. Allerdings stehen wir praktisch-theologisch noch am Anfang einer Auseinandersetzung mit einer Bestattung, die die Toten namenlos macht. Man muss vermutlich zwischen einer von außen sozial auferlegten Anonymisierung und einer von den Verstorbenen verfüigten Selbst-Anonymisierung unterscheiden. Man wird darauf achten müssen, welche Anliegen, welche Bedürfnisse, welche Vorstellungen sich darin jeweils artikulieren – wer da mit wem angemessen oder unangemessen umgeht. Aus theologischer Sicht ist die Bewertung gar nicht so einfach. Es könnte ja sein, dass es ausreicht zu wissen, dass unsere Namen „im Himmel geschrieben sind“ (Lk 10,20). Wenn sie im „Buch des Lebens“ (Off 3,5) verzeichnet sind, mögen sich Inschriften auf irdischen Grabsteinen erübrigen. Ich bin mir in dieser Hinsicht nicht sicher und halte bis auf weiteres die anonyme Bestattung für eine Anfechtung und für eine Herausforderung, der kritisch zu begegnen ist. Mindestens genau so wichtig ist aber zu überlegen, welche konstruktiven Gestaltungsmöglichkeiten Kirche auch im Feld der anonymen Bestattungen beisteuern könnte. Ich denke z.B. an Gottesdienste für Angehörige, deren Verstorbene anonym beigesetzt worden sind. Oder auch daran, dass eine Gemeinde eine Trauerfeier für Verstorbene, die ansonsten allein und anonym bestattet würden, als Teil ih-

res öffentlichen Gemeindegottesdienstes be-  
geht.

Worum es bei all dem geht: unsere Abschieds-, Bestattungs- und Erinnerungskultur als einen Raum zu gestalten, in dem wir dem Tod begegnen. „Dem Tod begegnen“ – die Wendung enthält zwei Dimensionen: Wo immer ein Mensch stirbt und wir ihn in den Abschied geben, da erleben wir den Tod als Teil unseres Lebens. Dem Tod in dieser Situation begegnen heißt aber auch: ihm entgegen treten, ihm etwas entgegen halten – um mit unseren Toten zu *leben*. ■

## LITERATUR

- Fechtner, Kristian**, Dem Tod begegnen. Die kirchliche Bestattung, in: ders., Kirche von Fall zu Fall. Kasualpraxis in der Gegenwart – eine Orientierung, Gütersloh 2003, 57–80.
- Gutmann, Hans-Martin**, Mit den Toten leben – eine evangelische Perspektive, Gütersloh 2002.
- Klie, Thomas**, Todeszeichen. Topologie der Bestattung, in: BThZ 20 (2003) 57–68.
- Luther, Henning**, Tod und Praxis. Die Toten als Herausforderung kirchlichen Handelns. Eine Rede, in: ZThK 88 (1991) 407–426.